

Die Zeitungszeit

Nr. 46

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Barrikaden.

Erzählung aus der russischen Revolution von M. Arzibaschew.

(Fortsetzung.)

Langsam kam der finstere Zug herangefahren, und je mehr er sich näherte, desto stiller ward es. Von Zeit zu Zeit schien er stehen zu bleiben, wie um den Weg erst zu prüfen, dann kroch er wieder vorwärts. Auf dem Bahnhofe herrschte lantlose Stille, als ob er ganz von Menschen verlassen sei. Wenn Anisimoff sich aber umdrehte, erblickte er hinter jedem Barrikadenvorsprung, hinter jedem Mann und jeder Gartenhecke, an den Fenstern und unter den Wagen dunkle, schweigende, zusammengekauerte Gestalten.

Der Zug blieb nun ganz stehen und hob sich unheimlich schwarz von dem weißen, offenen Felde ab, auf dem es eben so still war wie auf der Station. Diese und der Zug lagen wie zwei feindliche Tiere da, die sich gegenseitig lauernd musterten. Es dämmerte mit zunehmender Schnelligkeit. Augenblicke vergingen, — eine Ewigkeit voll Ungewißheit. In Anisimoffs Hirn tauchte schon der unsinnige Gedanke auf, daß der Zug menschenleer und im Felde vergessen sei; aber in demselben Moment sah er, wie sich in der Dämmerung, zu beiden Seiten des Zuges kaum wahrnehmbare Gestalten bewegten. Es waren ihrer viele; sie schienen mit etwas beschäftigt zu sein, zogen sich auf dem Schnee entlang und schleppten etwas hinter sich her; aber wie vorher herrschte rings herum eine unheimliche Ruhe.

Dann breiteten sich Menschen in langen, dunklen Streifen aus, bewegten sich in Wellenlinien und kamen langsam näher. Anisimoffs Brust erbehte von einem leisen Schauer und eine quälende Urruhe entstand in seiner Seele. Er hatte noch nie in seinem Leben gesehen, wie Menschen in großen Massen, plaumäßig, mit vollem Bewußtsein in jenen Kampf gingen, dessen Ausgang Tod und Verderben vieler aus ihren Reihen ist. Vom Krieg hatte er bisher nur eine ganz unklare Vorstellung gehabt. Der Gedanke an ihn rief in seinem Innern stets das Unbestimmte, mißtrauische Gefühl hervor, daß all die Schrecknisse, welche man sich von ihm erzählte, in Wirklichkeit gar nicht existierten, sondern nur von den Menschen erfunden und übertrieben seien. Dann glaubte er auch, daß der Krieg stets nur an einem besonderen, eigens dazu bestimmten Orte vor sich ginge, der gar nicht der Umgebung ähnlich sein konnte, in welcher sich das alltägliche Leben der Menschen abspielt. Und die Kämpfer, die an einem solchen Krieg teilnahmen, er-

schiene ihm unwillkürlich als ganz andere Geschöpfe, als Menschen, die unfähig seien, Schrecken und Leid so zu empfinden, wie die ihn umgebenden Arbeiter, Beamten, Frauen und Kinder. Anisimoff wußte wohl, daß seine unbestimmten Vorstellungen vielleicht der Wirklichkeit nicht entsprachen; aber auf dieser ihm so vertrauten, langweiligen Station mit ihren Gärtchen, ihren Lokomotivschuppen, mit dem Geklingel, den Bahnwärtern, den tausend bekannten, alltäglichen kleinen Dingen, — in Gegenwart dieser Menge einfacher, gewöhnlicher Menschen wie er, Anisimoff, selbst einer war — schien ihm der Gedanke an den Kampf, an Schüsse, Blut und Verwundete unmöglich, wahnsinnig, unglaublich!

„Teufel! . . . Wird es denn wirklich so sein? . . .“ ging es ihm durch den Kopf.

Die dunklen Streifen kamen immer näher und teilten sich in einzelne Trupps; jetzt konnte man schon sehen, wie hunderte von Weibern rasch durch den Schnee stampften. Aus dieser anwachsenden Bewegung, aus dem atemlosen Stillschweigen der ringsherum lauernden Menschen war zu fühlen, daß im nächsten Augenblick etwas Ungeheures, Grauenhaftes geschehen müsse. Und in diesem Gefühl erstarrte hilflos jeder Gedanke. Diese unheimliche, lähmende Ruhe angesichts der immer näherrückenden Soldaten war so unerträglich, so schrecklich, daß der Wunsch aufstieg: das Unabwendbare möge rasch hereinbrechen.

„Aber es ist ja unmöglich . . . es kann ja gar nicht sein!“ dachte Anisimoff noch immer und sagte, unwillkürlich flüsternd, zu dem Lokomotivführer, der in seiner Nähe hockte: „Was meint Ihr, wenn man mit ihnen verhandelte?“ Das bleiche, gedunsene Gesicht des Mannes blickte ganz verständnislos zu ihm empor und Anisimoff bemerkte, als er näher hinsah, einen wilden, entsetzten Ausdruck in seinen weit aufgerissenen Augen. Er wandte sich einem, neben dem Lokomotivführer stehenden unbekanntem Manne zu, dessen ebenfalls bleiches Antlitz mit der stark gebogenen Nase unbeweglich war und wurde plötzlich, beim Anblick dieses Menschen, der wie hypnotisiert vor sich hinstarrte, von solcher Angst befallen, daß ihm die Hände zitterten. Gleich darauf ließ ihn ein Schuß, der kurz und laut irgendwo ihm zur Rechten ertönte, vor Schreck zusammensinken und wie auf ein verabredetes Zeichen bligten jetzt aus allen Hecken, Gräben, Schwellenhäufen und Trümmern kurze Feuersterne hervor, die durchsichtige, kalte Luft

mit rasch aufeinanderfolgendem Geknatter erfüllend.

Anisimoff sah deutlich, wie die dunklen Reihen in Verwirrung gerieten und wie vom Windstoß getroffen zurückprallten. Er sah, wie auf dem freien, schon zertretenen Plage einzelne Gestalten umhertanmelten; aus der Entfernung, von der Seite her, hörte er schreien — aber noch immer schien es ihm, als wäre das alles nur „so“ und müßte sofort wieder aufhören. Aber im nächsten Augenblick war auch die ganze, graue Soldatenmasse von feurigen Blisen umgeben und das Geknatter der Salven belebte stürmisch das schweigende, weiße Feld. Mit mächtigem Knall kam etwas gegen die Wagen geflogen, irgend jemand schrie laut auf und dicht an seinem Ohr hörte Anisimoff die betäubenden Schüsse des bleichen, krummstämmigen Mannes. Er wandte sich aufs neue dem Lokomotivführer zu. Dieser sah noch immer zusammengekauert da, aber es schien ihm schlecht zu gehen. Seine Büchse lag im Schnee, das Gesicht war noch weißer als sonst, die Augen starrten weit aufgerissen, aber wie die eines Blinden. Er winkte schwach mit beiden Händen und fiel langsam nach hinten. Als er aber auf dem Rücken im Schnee lag, hörte er auf, die Hände zu bewegen und sein mächtiger, dicker Kopf erstarrte wie ein gefrorener Erdhäufen.

Der krummstämmige Mann gab wieder einen betäubenden Schuß ab. Anisimoff drehte sich nach ihm um und kroch langsam von seinem Beobachtungsposten herunter. Er zitterte am ganzen Körper und lächelte verwirrt. Das Gesicht des Lokomotivführers sah gerade auf ihn mit verglasten, wie es schien, von der Kälte erstarrten Augen.

„Das ist der Tod,“ flüchtete Anisimoff und wußte nun mit einem Male, daß das, woran seine Seele bis zu diesem Augenblick nicht hatte glauben wollen, Wirklichkeit war.

„Der Tod,“ dachte er, „mein Gott, was ist das eigentlich?“ Er suchte es zu begreifen. Dieser Lokomotivführer besaß eine Frau und vier Kinder, die Anisimoff gut kannte. Jeden Tag war dieser Mann an seiner Station vorbeigefahren und hatte ihn begrüßt. Jetzt lag er da wie ein gefällter Baumstamm, wie ein geschlachtetes Tier — tot! —

Anisimoff ging zur Seite; er gab sich Mühe, nicht auf die Leiche zu blicken, und suchte darüber klar zu werden, was in seinem Innern vorging, was er in diesem Augenblick empfinden sollte:

Grauen, Zorn oder Ekel. Er erinnerte sich wie vor einem Jahr, an dieser selben Station vorbei, Soldaten in den Krieg führen, russische Soldaten, wie sie jetzt hier waren. Damals hatte er immer solches Mittelfeld mit ihnen, ganz traurig wurde er, wenn sie in der unbekanntenen Ferne verschwanden und gern hätte er ihnen etwas Liebes und Gutes erwiesen, ihnen auf irgend eine Weise geholfen.

„Mein Gott! Mein Gott!“ wiederholte er mechanisch und konnte nichts begreifen in dem furchtbaren Chaos von Gedanken und Vorstellungen.

Mings herum roch es nach Pulverrauch und die schwarzen Gestalten hinter den Wagen waren in sonderbarer, eiliger Bewegung, bald rückwärts laufend, bald fallend, bald sich erhebend und auf die Wagendecken kletternd, bald von diesen herunterstürzend, um unbeweglich auf dem Gleis liegen zu bleiben.

Von seinem Platze aus konnte Anisimoff die herannahenden Soldaten nicht sehen, doch hörte er das fürchterliche Geknall der Flintenschüsse, welches bald näher, bald entfernter die Luft erschütterte. Auf einmal barst hoch oben mit furchtbarem Krachen ein ungeheures, seltsames Ding, als ob der Himmel selbst in Stücke gerissen würde. Anisimoff, der dem freien Platze zustrebte, sah, wie in der blauschwarzen Dämmerung sekundenlang ein feuriger, heller Stern funkelte. Als er schon verschwunden war und die Dunkelheit an jener Stelle noch schwärzer als vorher erschien, ertönte gerade über Anisimoffs Kopf, wie es ihm dünkte, ein krachender Donner, von dem sein Brustkasten erzitterte. Mit ungeheurer Kraft, Schnee, schwarze Splitter, Flammen und Rauch aufwirbelnd, schlug etwas Unsichtbares, Allzerstörendes mitten in die Barrikaden. Geschrei und Brüllen tönten von dort her und, wie wahnsinnig geworden, flohen die Menschen nach allen Seiten. Der ganze Kampf dauerte eine Viertelstunde, aber Anisimoff schien es, als hätte er nur einen Augenblick gewährt.

Er sah oben, über den Barrikaden, die dunklen Silhouetten von Soldaten erscheinen, die gerade auf ihn zielten, hörte neben sich auf dem Schnee etwas wimmern; sah Gruppen von Menschen, die sich vorsichtig an den Gleisen und Seilen entlang entfernten und anscheinend ruhig und überlegend die Soldaten beschossen; er sah den zertretenen, schmutzigen Schnee, der mit gefallenen, sich in Todeschmerzen windenden Menschen besät war, sah wie plötzlich, hinter dem Bahnhofsgebäude hervor, Soldaten in Haufen angerannt kamen und wie dunkle Gestalten in heftiger Bewegung nach allen Seiten fortstürzten, die Luft mit lautem Geschrei und dem Knattern zielloser Schüsse erfüllend.

Die Kanonen verstummten allmählich und es trat, abgesehen von dem Schreien und Schießen, Ruhe ein. Die Soldaten liefen vom Bahnhof ins Feld hinaus, um die dorthin fliehenden, im Schnee versinkenden Menschen einzuholen und auf dem Platz blieb ein schwarzer, zusammengeballter Klumpen zurück.

Der ganze Vorgang war so grauenhaft und entsetzlich, daß Anisimoff sekundenlang erstarrte. Aber gleich darauf lief er aus Leibeskräften, in sinnlosem Schrecken, wie ein gehektes Tier, nach vorn über das Gleis, ohne zu wissen, wohin. In derselben Eile, wie er, stürzte vom Wassertrahn her ein mächtiger Soldat in langem, grauen Mantel auf ihn zu, mit wildem Gesicht, die Büchse in einer Hand. In der Entfernung von einigen Schritten begegneten sich ihre Augen und sie liefen noch rascher als vorher. Der Soldat hatte ein junges, bartloses, rotes Gesicht. Schon war er nahe herangekommen, faßte mit unsagbar wutentstellten Zügen die Flinte mit beiden Händen und stach nach Anisimoff mit dem Bajonett. Dieser wandte sich tatenartig und sprang zur Seite. Der Soldat

stürzte ihm nach, den Stoß wiederholend. Einen Augenblick lang tanzten beide wie besessen hin und her, sich gegenseitig mit großen stauenden Augen anblickend. Aber dann hob plötzlich der Soldat seine lange, scharfe Flinte in die Höhe und zielte direkt auf Anisimoffs Brust. „Ah! . . . Warte! War . . .“ schrie Anisimoff mit hoher Stimme, schloß die Augen und blieb unbeweglich mit ausgespreizten Händen stehen. Er hörte einen betäubenden Schuß fallen; sah durch die zusammengekniffenen Lider ein blickartiges Licht und verstand unbewußt, daß der Soldat gefehlt hatte. Aber in demselben Augenblick kam hinter ihm jemand angelassen, schlug ihn mit einem stumpfen Gegenstand derart auf den Kopf, daß es ihm vor den Augen stimmerte, zerrte ihn am Knebel fort und riß ihn, im Laufen stolpernd, mit sich herunter in den nassen, kalten Schnee.

„Laß los“, schrie mit unterfüllter Stimme Anisimoff auf, knirschte mit den Zähnen und schlug aus voller Kraft mit der Faust um sich, mitten in das Gesicht eines Soldaten, gerade auf dessen Nase. Vor seinem Blick erschienen zwei haß- und rachefunkelnde Augen, die er zum erstenmal im Leben sah. —

Die Nacht war hereingebrochen. Mit dunklen Augen schaute sie geheimnisvoll in die von den Kugeln zertrümmerten Fenster. Auf dem Bahnhof herrschte Stille; aber auch diese schien noch vom Nachhall des Stöhnens, der Schreie und Schüsse zu erzittern. Auf dem Hauptgleise brannten hell von irgend wem angezündete Wagen und über den roten Flammen, deren lustiges Flackern unheimlich anzusehen war, hing düster und niedrig der Himmel. Der Rauch erhob sich in schweren Wolken, über ihm in der Finsternis wirbelten in leichtem, graziosen Tanze die Funken. Alle Gegenstände warfen auf dem Schnee lange, unruhige Schatten und es schien, als ob sich die vor dem Bahnhof in Reihen gelegten Leichen, gespenstisch hin- und herbewegten. Überall gingen und standen Soldaten, grell von der Feuersbrunst beleuchtet. Sie geselkten sich zueinander und trennten sich wieder, blickten sich zur Erde und musterten anscheinend das Werk, welches sie an diesem Tage vollbracht hatten, — dessen Ursache ihnen allen im Grunde unverständlich war. Ihre schwarzen Schatten krochen hinter ihnen her über den blutigen Schnee, brachen auf den Schienen entzwei, in denen sich das Feuer widerspiegelte, und hier und da leuchteten wie feurige Nadeln die Spitzen der Bajonette. Auf dem Bahnsteig standen die Offiziere und führten halbblaue Gespräche, dabei unaufhörlich Zigaretten rauchend; im Widerschein des nahen Feuers glänzten und funkelten ihre Augen wild und listern, wie bei Raubtieren.

Das Zimmer, in dem man Anisimoff eingesperrt hatte, war kalt und öde. Es wurde nur von den Flammen der Feuersbrunst erhellt und hatte in dem rötlichen Lichte, welches sie hineinwarfen, ein phantastisches, ungewöhnliches Aussehen. Die altbekannten Möbel erschienen Anisimoff wie starre Grabdenkmäler und die von einer Kugel zerschmetterte, schief auf dem Haken hängende Lampe erinnerte ihn an die Leiche einer mächtigen Fledermaus. Langsam und lautlos glitten die Schatten der Soldaten und Offiziere auf der beleuchteten Wand vorüber und verschwanden in den Ecken des Zimmers.

In den ersten Augenblicken konnte Anisimoff gar nicht zur Besinnung kommen und über seine Lage nachdenken. Er atmete schwer, zitterte am ganzen Körper, machte die Augen bald zu, bald auf und wußte gar nicht, wo er sich befand und was mit ihm vorging. In der rechten Seite des Kopfes fühlte er einen dumpfen Schmerz. Er versuchte unbewußt durch Schütteln sich von demselben zu befreien, aber der Schmerz blieb, auch schien die Hälfte seines Gesichtes wie versteinert zu sein.

Als man ihn gefangen nahm, leistete er lange Widerstand, stieß um sich — bis sogar wie ein Tier, ohne es selbst zu wissen. — Man packte ihn an den Haaren, am Bart, an den Händen, aber er versuchte hartnäckig, sich loszureißen und es dünkte ihm die ganze Zeit, daß es nur einer kleinen Anstrengung bedürfe und er wäre frei und gerettet. Aber als man ihn überwältigt und auf die Füße gestellt hatte, fest an beiden Handgelenken haltend, verstand er ganz plötzlich, daß jeder Widerstand unnütz war: er ergab sich. In der dicht gedrängten Gruppe kräftiger, vom Kampf erhitzter und aufgeregter Soldaten machte er den Eindruck eines gehekten Tierchens, und angstvoll wie ein solches, sah er sich um runden, glänzenden Augen im Kreise um, den Kopf zwischen die Schultern steckend und schwer atmend. —

„Ach, Du Nas!“ zischte empört einer der Soldaten, sich das Blut von der Nase abwischend; mit verzerrtem Gesicht und wild blickenden Augen stieß er ihn noch einmal mit der Faust unters Kinn. Anisimoffs Kopf stieß nach hinten, er biß die Zähne zusammen, gab aber keinen Laut von sich, sondern sah sich um wieder sehen um. „Kommst nicht los!“ jagt mit boshafter, frohlockender Stimme der Soldat. „Nach, daß Du weiter kommst!“ brüllte ein anderer und stieß ihn in den Rücken. Bei dieser Robheit gegen ihn, der sich doch gar nicht mehr wehrte, erwachte ein dumpfes Etwas in Anisimoff. Unschlüssig wandte er sich um, aber ein neuer, unbarmherziger Stoß ließ ihn einige Schritte vorwärts stolpern. Zwei Soldaten packten ihn fest an den Händen und schleppten ihn zum Bahnhof; er ging, sich bei jedem Schritt mit den Füßen gegen den Boden stemmend, dabei schlug und stieß man ihn von hinten mit Flintenkolben in den Rücken. Auf diese Weise schleifte man ihn bis zum Bahnsteig und stieß ihn dort zu zwei anderen, blutenden und zer schlagenen Menschen, die ebenfalls von Soldaten bewacht waren. In derselben Zeit wurden die Wagen in Brand gesteckt, die blaue Abenddämmerung durchzitterte und erhellte plötzlich ein greller, rötlicher Schein. Ein hochgewachsener, stämmiger Offizier mit langem fuchsrotem Schnurrbart trat an die Gefangenen heran, fünf andere standen beiseite mit glänzenden Dandalieren. —

„Guer Gnaden!“ meldete ein Soldat aus der Reihe hervortretend, „das sind nämlich die mit den Waffen.“ „Ach so!“ sagte der Offizier mit gedehnter und rätselhafter Stimme, aus der eine versteckte Freude klang. „Anatol Petrovitch!“ rief er laut. Aus der Gruppe der Offiziere löste sich ein kleiner dicker Leutnant mit kurzem, schwarzem Schnurrbartchen; als er näher kam, sah ihm Anisimoff gerade ins Gesicht. Das Feuer leuchtete ganz dicht von der Seite her, so daß bei allen Umstehenden nur die eine, grell beschienene Hälfte des Antlitzes zu sehen war während die andere ganz im dunklen verschwand. Mit einem Gefühl des Grauens, das er sich nicht erklären konnte, blickte Anisimoff auf dieses halben Gesicht mit den glänzenden Augen und es schien ihm, als wären dies nicht gewöhnliche Menschen, Soldaten und Offiziere, sondern ganz fremde, unheimliche Geschöpfe, denen gar nichts Menschliches anhaftete.

„Da — darf ich vorstellen?“ sagte der große Offizier mit demselben eigentümlichen Ausdruck in der Stimme wie vorher, indem er sich zu seinem herankommenden Kameraden wandte. „die Herren Revolutionäre! . . .“ Er änderte plötzlich seinen Gesichtsausdruck und, jedes Wort hart und deutlich aussprechend, fragte er gebieterisch: „Wer bist Du?“ — Anisimoff blickte auf seinen Nachbar, an den die Frage gerichtet war und erkannte ihn wieder: es war derselbe krummstämmige, bleiche Mann, der neben ihm von den Barrikaden herab die Soldaten beschossen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kosaken als Freiheitskämpfer.

Von A. Conrady.

(Schluß.)

Chmelnikij begab sich zum Tatarenchan der Krim und gewann an ihm einen Bundesgenossen gegen die Polen. Mit einem Reiterheer von Tataren und Saporogern kehrte er in die kleinrussische Heimat zurück, wo sich alsbald Kosaken und Bauern in Masse unter seinen Fahnen zusammenscharten. Bei Gelwasser siegte er über die Polen, von denen die Negierkosaken zu ihm übergingen, nachdem sie ihren Ataman getötet hatten. In einem zweiten Siege bei Korsun — 1648 — brachte Chmelnikij's Heer den Polen einen Verlust von 8000 Mann und 41 Kanonen bei. Nun ward die Volkshebung allgemein. Ueberall brachen die Bauern die Zwingsburgen der polnischen oder polonisierten Adligen und die Häufe der Zwingherren selber, soweit sie ihnen in die Hände fielen. Damit übten diese bloß eine milde Vergeltung für die Grausamkeiten der Pans. Als einer von diesen Edlen eine aufständische Stadt nahm, ließ er die gefangenen Kosaken pfählen. „Laßt sie leiden,“ rief er den Genern zu, „sie müssen fühlen, was sterben heißt!“ Kein Wunder, daß die Kosaken in ihrer Rache hinter den Pans nicht zurückbleiben wollten und keine Schonung mehr kannten. Nach einem neuen Siege Chmelnikij's knüpfte der inzwischen gewählte neue polnische König Johann Kasimir Verhandlungen mit ihm an, um die Bedingungen festzusetzen, unter denen der Kosakenführer die Waffen niederlegen würde. Die Verhandlungen scheiterten an der hartnäckigen Forderung der polnischen Junker: „Die Bauern sollen zu ihrem Pfluge zurückkehren und die Kosaken allein Waffen tragen!“ Darauf konnte Chmelnikij nicht eingehen, wenn er nicht zum Verräter an seinen Waffenbrüdern werden wollte; denn die Forderung besagte nichts anderes, als daß die Rüste wieder eingeführt und die ländliche Bevölkerung den Junkern preisgegeben werden sollte. So erklärte er den polnischen Sendboten: „Die Zeit der Verhandlungen ist vorüber; ich muß die ganze russische Bevölkerung vom polnischen Joch befreien.“

Der Krieg begann von neuem. Mit einem Hilfsheer von Krimtataren rückte Chmelnikij den Polen unter Johann Kasimir entgegen. Das Glück war ihm wieder günstig: es gelang ihm mit seiner überlegenen Reiterei, 1649, bei Zborow den Polenkönig vollständig einzuschließen. Da wird ihm der volle Sieg dadurch aus der Hand gerissen, daß der Chan der Krim sich von den Polen durch eine große Bestechungssumme zum Abzug bewegen ließ. Indes blieb ihre militärische Lage nach wie vor so wenig günstig, daß sie sich zu einem Frieden entschließen mußten, der ihnen zweifellos als schmachvoll erschien. Der am 19. August 1649 abgeschlossene Vertrag von Zborow bestimmte in seinen Hauptpunkten, daß alle alten Freiheiten der Kosaken wieder hergestellt wurden, so die freie Wahl der Obrigkeiten, die Gerichtsfreiheit, die Befreiung vom gutsherrlichen Dienst, freie Jagd und Fischerei, freies Branntweimbrennen usw. Die Rüste ward wieder eingeführt; es sollten aber nicht 6000 sondern 40 000 Mann darauf stehen. Satten also die Pans von ihrem Herrenstandpunkt aus allen Grund, den Frieden von Zborow zu verwünschen, so konnten doch auch Chmelnikij und die Seinen mit dem Erzielten unmöglich zufrieden sein. Die Zahl der Kleinrussen, die am Kriege teilgenommen hatten, war viel größer als 40 000. Die Ueberzähligen sollten also nun, nachdem sie für die Freiheit gestritten und die Waffen noch in der Hand hatten, gutwillig unter das Joch der adligen Sklavenhalter zurückkehren. Das war offenbar unmöglich. Nachdem Chmelnikij, nunmehr vertraglich anerkannter Ataman von Kleinrußland, vergeblich versucht hatte, den

Friedensbedingungen zur Anerkennung zu verhelfen, entschloß er sich, das Volk wieder zu den Waffen zu rufen. In dem neuen Kampf erlitt er, von den tatarischen Bundesgenossen wiederholt verraten, verschiedene Niederlagen und mußte sich zu dem Frieden von Weiskisch verstehen, der viel ungünstiger war, als der von Zborow. Die wichtigste Verschlechterung war, daß nur 20 000 Mann auf der Rüste stehen durften. Alle übrigen waren also zur Knechtschaft verdammt. Viele entzogen sich dem durch die Flucht nach dem Don. Die Masse aber und Chmelnikij selber sann auf einen Kampf gegen die Bedrücker. Er sah sich jetzt nach einem andern Bundesgenossen um. Als solcher kam in erster Reihe der russische Zar in Frage, der obnehin mit Polen auf gespanntem Fuße stand. Chmelnikij bot dem regierenden Zaren Alexei 1653 das Protektorat über die Ukraine an. Die Kosaken waren nicht etwa gewillt, ihn als Selbstherrscher zu akzeptieren, sondern verlangten Verbürgung ihrer Freiheit, um derothwillen sie sich ja von Polen losmachen wollten. Alexei ging auch auf die ihm gestellten Bedingungen ein und garantierte den Ukrainern ihr Selbstbestimmungsrecht auf der Grundlage des Zborower Vertrages, aber mit der wichtigen Abänderung zugunsten der Kosaken, daß hinfort 60 000 Mann auf der Rüste stehen sollten.

1651 zogen die Heerschaaren des Zaren von Moskau als Bundesgenossen der Ukrainer gegen Polen zu Felde. Damit begann ein wechselreicher Kampf um die Ukraine, der mit kurzen Unterbrechungen ein Menschenalter dauerte und in seinen verwirrenden Einzelheiten hier nicht verfolgt werden kann. Die Kompliziertheit und Endlosigkeit dieser wilden Kämpfe erklärt sich zum Teil durch wiederholtes Eingreifen der Schweden beziehungsweise der Türkei, insbesondere aber dadurch, daß unter den Kosaken selber bald erbitterte Meinungsverschiedenheiten darüber entstanden, was für sie die beste Politik sei. Schon Bogdan Chmelnikij, der 1657 starb, hatte Gründe gesehen, sich zu fragen, ob man nicht durch den Anschluß an Rußland den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben habe. Es stiegen ihm begründete Zweifel an der Ehrlichkeit des Zaren auf, dem er die geheime Absicht zutraute, bei erster Gelegenheit die beschworenen Stipulationen zugunsten der kleinrussischen Freiheiten zu brechen und die Ukraine eben so wohl dem Selbstherrschertum und dem Adelsjoch zu unterwerfen, wie das eigentliche Rußland; war der Zar zu eben dieser Zeit doch schon dabei, die Donschen Kosaken, mit denen die am Dnjepr enge Beziehungen unterhielten, in ihren Freiheiten zu beschränken, obwohl auch diese vertragsmäßig verbürgt worden waren, als die Donschen das Protektorat von Moskau anerkannt hatten. Da durch gewarnt, suchte Chmelnikij zu verhüten, daß der Zar zu stark werde, und suchte bereits Anlehnung an Schweden, wie er auch insgeheim mit Polen verhandelte. Während Chmelnikij zwischen den verschiedenen Mächten labierte, um eine faktische Unabhängigkeit der Ukraine herzustellen, sah ein Teil der Kosaken in Rußland, ein anderer in Polen das kleinere Uebel; später bildete sich auch noch eine dritte Partei, die eine Anlehnung an die Türkei für zweckmäßig hielt. Diese Meinungsverschiedenheiten wurden nach dem Tode Chmelnikij's mit den Waffen ausgetragen, und so tobte zu dem auswärtigen Krieg noch ein Bürgerkrieg auf dem Boden der Ukraine, die fürchterlich verheert wurde. Die kleinrussischen Bauern hatten schwer unter Plünderungen und Mordbrennereien von Seiten der Kosaken zu leiden, und sahen darum nachgerade in ihnen nicht mehr ihre Vorkämpfer im Freiheitskriege, sondern eine Landplage, von der sie um jeden Preis befreit zu werden wünschten, und sie erwarteten diese Befreiung vom Zaren, dem freilich nichts ferner lag, als ernstlich die Interessen der kleinrussischen Bauern im Auge

zu haben. Er benutzte sie bloß für seine Zwecke gegen die Kosaken.

1686 kam ein „ewiger Friede“ zwischen Polen und Rußland zustande, der dem Zaren den größten Teil Kleinrußlands definitiv zusprach. Als 1689 Peter der Große selbständig zu regieren begann, waren die Freiheiten der kleinrussischen Kosaken schon sehr beschnitten. Er ging darauf aus, ihnen gänzlich ein Ende zu machen. In Erkenntnis dieser Lage schloß sich während des nordischen Krieges zwischen Rußland auf der einen, Polen und Schweden auf der anderen Seite der Kosakenhetman Masepa schließlich an den Schwedenkönig Karl XII. gegen Peter an, mußte aber nach dessen vernichtender Niederlage bei Poltawa (1709) in die Türkei flüchten. Nur ein kleiner Teil der Kosaken nahm an dieser Erhebung teil, der die Bauern mit offener Feindschaft entgegentraten, weil sie in den Kosaken nur noch arbeitsschene Banditen erblickten, die auf Kosten des Landmanns leben wollten. Obwohl die große Mehrzahl der Kosaken dem Masepaischen Aufstand ferngeblieben war, nahm ihnen nun Peter alle Rechte, die sie noch hatten, und unterwarf sie durchaus der kaiserlichen Willkür. Wälsig der Garaus gemacht ward dann unter Katharina II. dem Kosakentum der Ukraine, die infolge der russischen Eroberungen freilich nicht mehr „Grenzland“ war, so daß man der kleinrussischen Kosaken nicht mehr bedurfte. 1784 ward der Kosakenbund mit allen Privilegien aufgehoben. Auch führte Katharina die Leibeigenschaft in der Ukraine ein.

Die Saporoger wurden in den Sturz der kleinrussischen Kosaken mit hineingezogen. Nach der Schlacht bei Poltawa eroberten und zerstörten russische Truppen den Sjettsch auf der Insel Chortitza. Die Saporoger flüchteten auf das Gebiet der Krimtataren, konnten sich aber auf die Dauer mit diesen nicht vertragen und kehrten darnach schließlich 1742, im Einverständnis mit der russischen Regierung, auf ihr früheres Gebiet zurück, wo sie eine neue Sjettsch bauten und eine Zeitlang ziemlich unbehelligt in ihrer früheren Art lebten. Indes wurde ihre Lage immer gedrückt, und schließlich, im Jahre 1775, ließ Katharina II. ohne irgend welchen besonderen Anlaß den Sjettsch besetzen und zerstören. Gleichzeitig mit dem Ende der Saporoger ging überhaupt das Kosakentum im alten Sinne des Wortes zu Ende: am Don, wie auch an der Wolga und am Ural, wurde jetzt dem Freiheitsdrang der Kosaken ein Ziel gesetzt.

Die Donschen Kosaken werden zuerst im 15. Jahrhundert erwähnt, im 16. hatten sie bereits beträchtliche Bedeutung erlangt durch starken Zufluß unzufriedener Elemente, deren immer mehr den „Slanizen“, den Kosakenansiedlungen am Don, zustrebten, je sklavischer die Lage der russischen Bauern wurde. Mittelpunkt der Donschen Kosaken war Tscherkassk, ein befestigter Ort auf Pfählen inmitten der Sümpfe am unteren Don, keine 60 Kilometer oberhalb der tatarisch-türkischen Festung Now. Die Lebensweise und Einrichtungen der Donschen Kosaken waren denen der Saporoger analog: sie betrieben hauptsächlich Viehzucht, Fischfang und Jagd; ein urwüchsiger Kommunismus und eine militärische Demokratie mit Volksversammlungen und gewählten Ataman bezeichnen ihr Wesen. Mit den „Ungläubigen“ lagen sie sich beständig in den Haaren, und natürlich waren ihre Kriegszüge gleichzeitig Raubzüge. Die Feindschaft gegen die Türken führte sie in der Mitte des 16. Jahrhunderts an die Seite des Zarismus: 1554 halfen sie Ivan IV. bei der Eroberung von Astrachan. Ein paar Jahrzehnte später erkannten sie ihn gegen Garantierung ihrer Rechte als Schutzherrn an und empfingen dafür regelmäßige Sendungen von Geld und Vorräten, insbesondere von Munition. Reibungen blieben aber begreiflicherweise nicht

aus; dafür war der Gegensatz zwischen dem Despotismus und der Sklaverei von Rußland und der kosakischen Freiheit und Gleichheit zu groß. Die beständige Verstärkung durch flüchtige Leibeigene hielt am Don den Haß gegen den russischen Adel lebendig, und so finden wir die Donschen Kosaken zur Zeit des falschen Demetrius (Anfang des 17. Jahrhunderts) stark an den Aufständen beteiligt, die ihre Kraft aus der Unzufriedenheit des russischen Landvolkes zogen. 1637 eroberten die Kosaken auf eigene Faust die Festung Now und offerierten sie dem Zaren. Die Türken waren trotz Anbieten mehrerer hunderttausend Mann nicht imstande, den wichtigen Platz zurückzuerobern. Sie steckten sich nun hinter den Zaren Michael und wurden dabei von den russischen Kaufleuten unterstützt. Der Zar befahl den Kosaken unter heftigen Drohungen, Now zu räumen. Obwohl sie schließlich — 1648 — dem Befehle nachkamen, machte Michael seine Drohungen doch wahr.

Noch im selben Jahre schickte der Zar von Moskau einen Woiwoden nebst Streliken nach Tscherkassk, um am Don Ordnung zu schaffen. Kosakenbanden, die sich den Anordnungen nicht fügten, wurden zur Rechenenschaft gezogen. Noch strenger ging der nächste Zar, Alexis Michailowitsch, zu Werke. Er ließ die unruhigen Geister mit der Kante bearbeiten. Noch weniger war nach dem Geschmach der Kosaken, daß die russische Regierung unter anderen Eingriffen in ihre alten Rechte sie nötigte, ein Kontingent zur russischen Armee zu stellen. Dazu kam als weiterer Grund zu Unruhen die materielle Notlage eines großen Teiles der Bevölkerung am Don. Während der unaufhörlichen Kriege dieser Jahrzehnte wanderten große Massen von Menschen aus dem Dnjepr in das Dongebiet ein, wo sich also eine Menge von verzweifelten Menschen anhäufte. Eine große Bande hungriger Abenteurer sammelte sich gegen Ende der 60er Jahre unter der Führung des Donschen Kosaken Stenka Rasin. Dieser verwegene und hochbefähigte Mann wollte zunächst einen neuen Anschlag gegen Now unternehmen. Daran hinderte ihn jedoch die Starschina der Donschen Kosaken. Nun wandte Rasin sich dem Osten zu, dem Gebiete der Wolga und des Urals oder, wie er damals hieß, des Jaik. Eine Menge von Desparados strömte dem kühnen Führer zu, der vielen für einen Zauberer und für hieb- und kugelfest galt. Er betätigte sich als Korsar auf dem Kaspiischen Meer und dehnte seine Raubzüge bis an die persische Küste aus. Da die russische Regierung nicht mit Gewalt mit ihm fertig zu werden wußte, so versuchte sie es mit der Güte. Sie bot ihm Straflosigkeit an, wenn er die Geschütze und Schiffe zurückgäbe, die er der Krone weggenommen hatte. Er ging darauf ein und lebte eine Zeitlang friedlich von dem Geld, das er auf seinen Raubzügen zusammengebracht hatte. Aber er war rasch mit seinen Reichtümern fertig; denn er war außerordentlich freigebig gegen seinen zahlreichen Anhang. Im Jahre 1670 unternahm Rasin einen neuen Auszug. Es war diesmal kein gewöhnlicher Raubzug, sondern ein großer Aufstand der unzufriedenen Kosaken am Don. Aber er war nicht allein Kosakenführer, sondern außerdem ein russischer Volksführer. Als er mit Heeresmacht den Don aufwärts und nach der Wolga hinüberzog, begrüßten ihn die Leibeigene überall als ihren Befreier vom Joch der Bojaren und Beamten. Er rief das Volk zum Freiheitskampf gegen seine Unterdrücker auf, und der Aufruf fand überall stürmischen Widerhall. Den Bojaren und Beamten hatte er den Tod geschworen. Er ließ sie überall niedermachen, wohin er kam, die adeligen Güter niederbrennen. Und nicht nur das Landvolk sah in Stenka Rasin den Befreier, sondern auch die Städter empörten sich bei seinem Nahen, und viele Streliken gingen zu ihm über. Als er gegen Jarizyn rückte,

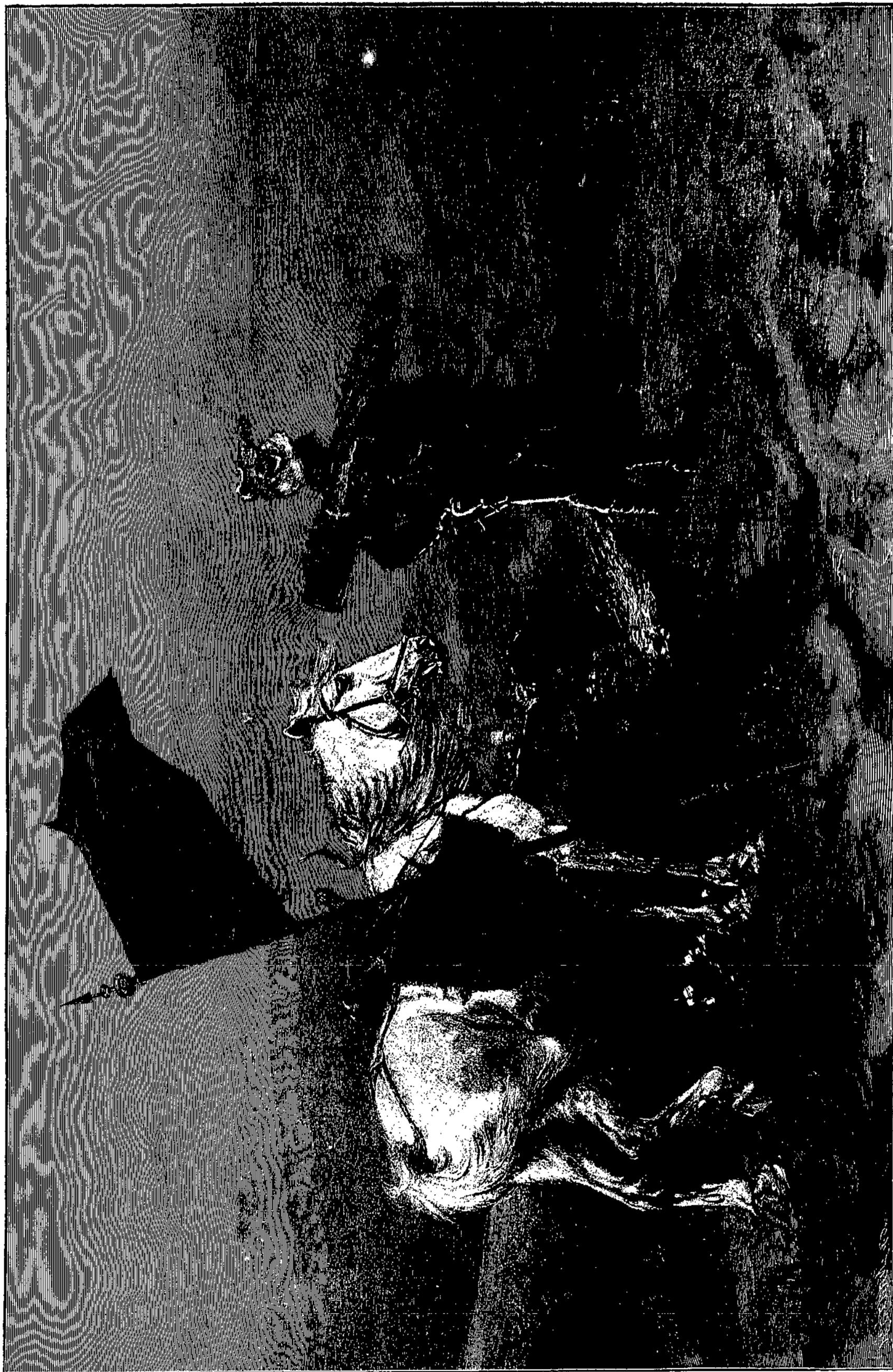
öffneten ihm die Einwohner die Tore. Die Regierung schickte eine Flotte gegen ihn aus. Aber die Matrosen und Schiffsoldaten lieferten ihm ihre Offiziere aus. Die Bevölkerung von Astrachan erhob sich, als Stenka Rasin nahte, und übergab ihm die beiden Woiwoden, die in der Stadt geschaltet hatten. Einer davon wurde von einem Kirchturm hinuntergestürzt. Rasin fuhr dann die Wolga hinauf und nahm Saratow sowie Samara. In den Gouvernements Nischni-Nowgorod, Tambow und Penza gewann er die Bevölkerung für sich. Im ganzen Wolgagebiet erhoben sich die Leibeigenen gegen die Sklavenhalter, und die nichtrussischen Stämme, Tschuwaschen, Mordwinen, Tschernissen, Tataren machten mit Rasin gemeinsame Sache gegen die russische Regierung. Angesichts dieser ungeheuren Erhebung bot man in Moskau alle Kräfte auf, um des gefährlichen Volkshelden Herr zu werden. Es gelang schließlich Georg Waratynskij, bei Simbirsk Stenka Rasin eine entscheidende Niederlage beizubringen. Er flüchtete mit den Resten seines Heeres in die Steppe, ward aber am Don ergriffen und in Moskau 1671 hingerichtet. Man begnügte sich nicht mit dem Tode des Führers, sondern nahm auch an seinem Anhang fürchterliche Rache. Der Aufstand war nämlich mit Rasins Ende noch nicht aus, sondern zahlreiche Scharen standen noch überall unter den Waffen. Sie wurden schließlich überall niedergeworfen. Eine gerichtliche Mekelei von ungeheuerlichen Dimensionen erfolgte: an 20 000 Menschen wurden hingerichtet, um die Freiheitsgelüste ein für allemal zu unterdrücken.

Die Donschen Kosaken blieben darauf über ein Menschenalter ruhig. Erst unter Peter dem Großen kamen sie wieder in Bewegung, weil der Zar neue Eingriffe in ihre Freiheiten vornahm. Peter revanchierte sich damit für die Hilfe, die ihm die Donschen Kosaken gegen Now geleistet hatten: die Einnahme dieser Festung im Jahre 1698 hatte er im wesentlichen den Kosaken zu verdanken. 1700 nun bestimmte er, daß am Don hinfort Volksversammlungen nur noch durch die Atamane und Aeltesten, wenn sie solche ausnahmsweise für nötig hielten, dagegen nicht vom Volk selbst zusammenberufen werden durften. Damit wurde die Demokratie gebrochen und der Grund zu einem aristokratischen Regiment gelegt. Auch erging ein Ukas, der den Kosaken verbot, entlaufene Leibeigene und Steuerpflichtige, die vor dem unerträglichen Druck der Abgaben zu ihnen flüchteten, unter sich aufzunehmen. Auf diese Freiheitsbeschränkungen antworteten die Kosaken am Don 1706 mit einem allgemeinen Aufstand. Der Ataman Bulawin stand an der Spitze. Eine russische Heeresabteilung wurde an der Wikowata geschlagen, der Fürst Peter Dolgorukij getötet. Tscherkassk fiel in die Hände der Aufständischen, Now wurde von ihnen bedroht, eine Volkserhebung wie die von 1670 schien nahe. Da gelang es dem Fürsten Wassilij Dolgorukij, einem Bruder des Getöteten, die Kosaken zu schlagen; Bulawin selber verlor das Leben. Mit Mord und Brand wurde nun fürchterlich in den Kosakenniederlassungen gewüthet. Gegen 7000 Kosaken wurden hingerichtet.

Neue Anbelungsukase folgten, die einschneidendsten unter Katharina II., die den Volksversammlungen vollständig ein Ende machten und aus den Aeltesten und Offizieren eine Aristokratie schufen, woraus alle Stellen von oben her besetzt wurden. Als Vorwand für diese Maßnahmen diente ein neuer Kosaken- und Bauernaufstand, die große Erhebung der Jahre 1773—75, die nach Pugatschow benannt wird. Zwar war der Führer dieser Erhebung wieder ein Donscher Kosak, aber zu seinem Anhang zählten bloß ein paar Hundert von den Donschen Kosaken. In ihrer Masse blieben sie diesem Aufstand fern, der von den Jaikischen

Kosaken ausging. Bei diesem Zweige der Kosaken bestanden ähnliche Verhältnisse und Einrichtungen wie bei den Donschen, worauf sie ja auch zurückgingen. Indes hatte sich hier bereits ohne Eingreifen der russischen Regierung eine Art Adel herangebildet. An diesem besitzenderen und mächtigeren Teile der Jaikischen Kosaken fand der Zarismus eine Stütze, als er auch am Jaik der Kosakendemokratie ein Ende zu machen suchte, und die Erhebungen der Jaikischen Kosaken richteten sich daher nicht allein gegen die Eingriffe der russischen Regierung, sondern auch gegen jenen inneren Feind.

Der erste Ausbruch der Empörung erfolgte am Jaik bereits unter Peter dem Großen. Der Zar wollte die Kosaken vom Jaik 1720 dem Kriegscollegium unterwerfen. Darauf beschloffen sie, ihre Festungen zu zerstören und in die Steppe zu fliehen. Sie wurden aber durch nachsendende Truppen eingeholt, zur Unterwerfung genötigt und „gezügelt“. Sie mußten sich nun darein ergeben; daß der Zar den Ataman ernannte und sie zwang, ein Kontingent zum russischen Heere zu stellen. Ihre Unzufriedenheit nahm unter den folgenden Regierungen, zur Zeit der Kaiserinnen Anna und Elisabeth, zu, da neue Beschränkungen ihrer Freiheit erfolgten. Bedeutsam wurden nun auch die inneren Gegensätze unter den Jaikischen Kosaken. Um den Ataman Merkul gruppierten sich die reichsten und angesehensten Kosaken, während die Masse, von jener Clique auf allerlei Art bedrückt, sich unter der Führung des Starschina Loginow zur Verteidigung ihrer Rechte zusammenschloß. Als die beiden Parteihäupter längst nicht mehr existierten, bezeichnete man die beiden feindlichen Parteien immer noch als Merkulsche und Loginowsche Partei. Der Gegensatz wurde noch schärfer als zuvor, als die Zarin Katharina II. in den Anfängen ihrer Regierung, wie am Don, so nun auch am Jaik eine Kanzlei einsetzte. Diese verhasste Einrichtung wurde dadurch noch verhasster, daß zu Mitgliedern der Kanzlei durchweg Starschinnen aus der Merkulschen Partei bestellt wurden. Sie trieben eine tolle Mißwirtschaft. Da Beschwerden bei der Regierung ergebnislos blieben, so brachen in den Jahren 1766 und 1767 förmliche Empörungen der Jaikischen Kosaken aus. Der Aufstand wurde zwar bezwungen, durch Hinrichtungen und die übrigen Hausmittel des Zarismus die „Ruhe“ wieder hergestellt, aber die Unzufriedenheit blieb bestehen, da ihre Gründe nicht beseitigt waren, sondern sich vermehrten. Einen Augenblick schien es, als ob etwas zugunsten der Loginowschen Partei geschehen sollte: auf Befehl der Zarin erschien eine Untersuchungskommission in Jaik. Diese Kommission erkannte dahin, daß der Ataman zu verabschieden sei, während die Kanzleimitglieder dazu verurteilt wurden, dem Heer das rückständige Gehalt und eine beträchtliche Entschädigung auszahlten. Aber die Merkulsche Partei wußte die Vollstreckung des Urteils zu hintertreiben und ließ eine zur Beschwerdeführung an die Kaiserin abgeschickte Kosakendeputation aufgreifen und als aufrührerisch bestrafen. Das Volk wurde noch mehr als zuvor von den Machthabern bedrückt, zumal als es gegen die Entsendung von ein paar Hundert Kosaken nach dem Kaukasus einigen Widerstand leistete. Und nun goß die Regierung noch Öl ins Feuer, indem sie beschloß, aus den Kosaken Husarenregimenter zu formieren. Sie sollten ihre Nationaltracht einbüßen und zuvörderst sich die Härte abschneiden lassen. Dieser neue Angriff auf ihre Freiheit erregte die Gemüter um so mehr, als der mit der Durchführung der Regierungsmaßregeln betraute General Trautenberg höchst brutal auftrat. Im Januar 1771 verweigerten die Jaikischen Kosaken für einen bestimmten Fall und dann überhaupt den Dienst und den Gehorsam. Draconische Strafen gegen „Rädelführer“ veranlaßten in Jaik gewalttätige Ausbrüche der allgemeinen Wut.



Kofak an der Fährre. Nach dem Gemälde von Josef v. Brandt.

Linientruppen versuchten die Ordnung wiederherzustellen, wurden aber zurückgeschlagen. General Trautenberg fiel den Kosaken in die Hände und wurde getötet. Der Ataman mußte hängen, während die Kanonenglieder gefangen gesetzt wurden. Daraufhin schickte die Regierung beträchtliche Truppenmengen unter General Freymann zur Dämpfung des Aufstandes ab. Diese Heeresmacht langte im Frühjahr 1772 auf dem Schauplatz der Ereignisse an und drang gegen Jaisk vor. Die Kosaken leisteten, 3000 Mann stark, am 3. und 4. Juni verzweifelten Widerstand, mußten der Uebermacht aber weichen und beschloßen nun, nach dem Kaspiischen Meere zu fliehen. General Freymann überholte sie indes und nahm ein grausames Strafgericht vor.

So war wohl der offenen Empörung zunächst ein Ende gemacht, aber der Geist der Empörung blieb ungebrochen und konnte bei erster Gelegenheit zu neuem Ausbruch führen. So viel war freilich klar, daß die Jaiskischen Kosaken allein zu schwach waren, um den überlegenen Machtmitteln der Regierung erfolgreich Widerstand leisten zu können. Diese Lehre zogen sie auch selber aus den bisherigen Mißerfolgen und kamen daher auf den Gedanken, sich nach Bundesgenossen umzusehen. Als solche kamen zunächst benachbarte Barbarenstämme in Betracht, insbesondere die Kaschiren, die auch gerne das drückende Joch der russischen Herrschaft abgeschüttelt hätten. Diese Hilfe war aber noch unzureichend. Die Jaiskischen Kosaken mußten, wie es einst die kleinrussischen und später die Donschen getan hatten, wenn sie für ihre eigene Freiheit mit Aussicht auf Erfolg kämpfen wollten, das russische Volk zum Freiheitskrieg gegen seine Unterdrücker aufrufen. Dies versprach um so mehr Anklang zu finden, als die russischen Bauern über neuerliche Verschlechterungen ihrer Lage zu klagen hatten. Die Kaiserin Katharina hatte die Leibeigenschaft, wo sie noch nicht bestanden hatte, eingeführt und überall verschärft, seit sie über die Leiche ihres Gatten, Peter III., weg zur Herrschaft gelangt war. Peter III. hatte im Laufe seiner kurzen Regierung Anstalten gemacht, das Los der Bauern zu verbessern. Darum bewahrte ihm die Landbevölkerung ein freundliches Andenken, und es war unter den Bauern der Glaube verbreitet, Zar Peter sei nicht tot, sondern lebe irgendwo verborgen und werde eines Tages zum Vorschein kommen, um mit Hilfe des Volkes die Usurpatorin zu stürzen und die Leibeigenen vom Joch der Adligen zu befreien. Dieses Volksglaubens bedienten sich die Führer der Kosaken, als sie 1773 von neuem zu den Waffen griffen. Sie gaben den Mann, der an der Spitze der Erhebung stand, für den Zaren Peter aus. In Wirklichkeit war es ein Donscher Kosak des Namens Semilian Bugatschow. Ein weit herumgekommener, welterfahrener und sehr geschickter Mensch, war Bugatschow auch durch äußerliche Ähnlichkeit mit Peter III. geeignet, die Rolle als Zarfreyer erfolgreich durchzuführen. Er ließ von vornherein keinen Zweifel darüber, daß sein Ziel sei, die russischen Bauern durch Ausrottung des Adels von der Leibeigenschaft zu erlösen und auf den Fuß der Kosaken zu setzen, d. h. sie zu freien, gleichberechtigten Menschen zu machen. In der Mitte des Monats September 1773 trat Bugatschow an die Öffentlichkeit. Er hatte zunächst bloß eine kleine Schar von Anhängern um sich, die aber in wenigen Tagen auf 300 Mann anwuchs. Er besaß die Berwegenheit, mit dieser geringen Macht einen Handstreich gegen Jaisk zu unternehmen. Es gelang ihm zwar nicht, die Festung zu überrumpeln, dafür hatte er aber die Genugthuung, daß 500 Soldaten, die aus Jaisk gegen ihn entsandt wurden, zu ihm übergingen. Und noch öfters schlossen sich ihm dann Militärabteilungen an. Die Offiziere ließ er meistens hängen, während die Gemeinen als Kosaken behandelt wurden. Natürlich eilten

die Jaiskischen Kosaken in Masse herbei, dergleichen die Kaschiren. Aber auch die Landbevölkerung der benachbarten Gouvernements Kasan, Simbirsk und Orenburg, begannen schon in den nächsten Wochen sich zu erheben. Leibeigene, Bauern und Hüttenarbeiter strömten zahlreich zu Bugatschows Fahne. Nach der Parole, die darauf geschrieben stand, ließen sie die Edelleute sowie Beamten über die Klunge springen.

25 000 Mann zählte Bugatschows Heer bald. Die Bauern waren freilich größtenteils nur mit Knütteln und dergleichen primitiven Waffen ausgerüstet. Andererseits verfügte Bugatschow aber über einiges Geschütz. Aus den Hüttenwerken des Uralgebiets ließ er Kanonen und Munition besorgen. Polnische „Königsdeputierte“, die hier im Osten gefangen gehalten wurden, organisierten ihm die Artillerie, womit die Kosaken sonst nicht umzugehen wußten. Die polnischen Verhältnisse waren überhaupt der Bugatschowschen Erhebung sehr von Nutzen. Man erinnere sich, daß im Jahre 1772 die erste Teilung Polens erfolgt war. Dadurch wurden beträchtliche Mengen russischer Truppen in Polen festgehalten. Gleichzeitig war ein Krieg gegen die Türkei in Gang und absorbierte die übrige Masse des russischen Heeres, so daß die Regierung bis zur Beendigung des Türkenkrieges nur ganz unzureichende Streitkräfte gegen Bugatschow ins Feld führen konnte. Der wenig günstige Frieden mit der Türkei im Juli 1774 ward denn auch wesentlich aus dem Grunde abgeschlossen, weil der Bauernaufstand im Wolgagebiet immer gewaltigere Ausdehnung gewann. Selbst in Moskau mit seinen 10 000 Leibeigenen begann es schon mächtig zu gären. Als hier das Volk die geächteten Gutbesitzer aus dem Osten ganz niedergeschlagen anlangen sah, war auch in Moskau offen von Freiheit und Ausrottung der Herren die Rede. Wie bedrohlich den Machthabern die Situation erschien, zeigen die Aeußerungen, die Alexander Bibikow, 1774 zum Heerführer gegen Bugatschow ernannt und auf dem Schauplatz der Ereignisse in Kasan angelangt, in Briefen an seine Frau tat. „Das Uebel ist groß, entsetzlich,“ schrieb er, „die Sache nimmt einen schlimmen Verlauf. Bugatschow ist nichts weiter als ein Schreckgespenst, das die Kosaken in Bewegung setzen. Nicht Bugatschow ist wichtig, sondern die allgemeine Unzufriedenheit.“ Es gelang Bibikow, dem Volksführer verschiedene Niederlagen beizubringen und seine Geschütze zu nehmen. Damit war aber noch nichts gewonnen; denn, mochte Bugatschow zeitweilig auch bloß noch einen kleinen Trupp Kosaken bei sich haben, sobald er sich in eine andere Gegend begab, strömte ihm das Landvolk wieder in Massen zu, indem es gleichzeitig die Herrenhäuser niederbrannte, die Adligen lynchte. Bibikow starb, ohne des Aufstandes Herr geworden zu sein. Als Oberbefehlshaber wurde schließlich Suworow, der hervorragendste Feldherr Katharinas, aus der Türkei herbeigerufen. Von da rückten nun auch im Sommer 1774 allmählich größere Mengen der freigewordenen Truppen an. Anfang August hatte Bugatschow die letzten großen Erfolge aufzuweisen. Er zog zu dieser Zeit das rechte Ufer der Wolga abwärts. Wo er erschien, erhob sich die Bevölkerung. Der Kommandant von Saratow wollte Widerstand leisten, aber die Einwohner und ein großer Teil der Garnison weigerten ihm den Gehorsam und öffneten Bugatschow die Tore. Von Regierungstruppen verfolgt, eilte er weiter nach Dimitrow, das gleichfalls in seine Hände fiel. Am 18. Juli hatte er bloß 500 Mann bei sich gehabt, am 9. August verfügte er schon wieder über 20 000, die freilich zum größten Teil miserabel bewaffnet waren. Vor Jarazin fand er hartnäckigen Widerstand, der lange genug währte, um die verfolgenden Truppen herankommen zu lassen. Er erlitt eine große Nieder-

lage, aus der er sich mit bloß 30 Kosaken über die Wolga rettete. Indes wäre der Aufstand wohl wieder aufgeflart, wenn er nicht von einigen seiner Leute verraten worden wäre; sie lieferten ihn an die Regierung aus, und am 21. Januar 1775 wurde er nebst einigen Hauptanhängern in Moskau auf schaudervolle Weise hingerichtet. Darauf erließ Katharina eine allgemeine Amnestie. Es floß aber noch Blut in Strömen, bis die zahlreichen Banden von Freiheitskämpfern, die von der Wolga bis zum Kaukasus auf den Weiden waren, den Schergen des Zarismus und der Aristokratie zum Opfer fielen. Man rechnet, daß im Laufe der Bugatschowschen Erhebung im ganzen mehr als 100 000 Menschen ihr Leben eingebüßt haben. Die Regierung suchte sogar die Erinnerung an die große Erhebung auszurotten, indem ein Ukas erging, daß der Jaisk hinfort Ural, Jaisk Uralsk, die jaiskischen Kosaken uralische Kosaken heißen sollten. Sie büßten außer dem Namen auch den Rest ihrer demokratischen Verfassung ein, indem bestimmt wurde, daß auch die Starschinen hinfort nicht mehr gewählt, sondern von der Krone ernannt werden sollten.

So war es nach der Niederwerfung dieser letzten Freiheitsbewegung mit der Kosakendemokratie vorbei: wie am Dnjepr, so am Ural und am Don. Wohl wurde das Kosakentum hier nicht wie in Kleinrußland, gänzlich aufgehoben, aber es erhielt ein ganz anderes Gepräge, indem seine alten Grundlagen beseitigt wurden. Die Grundlagen bestanden, wie wir wissen, nicht bloß in der politischen Gleichberechtigung aller Kosaken, sondern außerdem und vor allem auch in der ökonomischen. Wie der Demokratie der Kosaken, so ging die russische Regierung im folgenden Weiterstreiten auch ihrem Agrarkommunismus zu Leibe. Die wichtigste Maßnahme in dieser Richtung erfolgte 1841 unter Nikolaus I. Da wurde das Ackerland, das früher Gemeingut gewesen war, aufgeteilt. Jedem Gemeinen Kosak erhielt 30 Desjatinen (32 Hektar), wogegen den Offizieren, je nach ihrem Rang 100—1000 Desjatinen zugeteilt wurden. Diesen Landbesitz, der zunächst nur zu freier Nutzung verliehen wurde, erklärte eine Verfügung aus dem Jahre 1870 für erbliches Eigentum der Inhaber. Daneben blieben freilich ausgedehnte Strecken Weideland usw. im Gemeinbesitz des Kosakenheeres. Aber es war doch dahingekommen, daß das Privateigentum, die Ungleichheit des Besitzes und der Rechte unter den Kosaken obwaltete. Was die russische Regierung von der Umgestaltung des Kosakentums erwartete, trat ein. Im ganzen Verlauf des 19. Jahrhunderts war keine Freiheitsbewegung der Kosaken mehr zu verzeichnen, im Gegenteil ließen sie sich willig zur Bekämpfung aller freihheitlichen Regungen im Zarenreiche verwenden und bewiesen dabei die größte Brutalität. Von ihren Eigentümlichkeiten war ihnen nur noch die militärische Hoheit und zügellose Raubsucht geblieben. Sie fühlten sich nicht mehr als Teil des russischen Volkes, vor dem sie einige Vorrechte voraus hatten: bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft die persönliche Freiheit, ferner und bis heute größeren Grundbesitz als der Mensch hat, und Freiheit von direkten Steuern. Dafür lastet freilich der Militärdienst auf den Kosaken noch schwerer, als auf der übrigen Bevölkerung. Und hier möchte wohl die Ursache liegen, die vielleicht noch in letzter Stunde die Kosaken von dem Zarismus auf die Seite der russischen Freiheitskämpfer führen könnte: die Bauernwirtschaft des Kosaken leidet schwer unter seiner andauernden Abwesenheit vom Hause. Das könnte ihn möglicherweise noch dahin bringen, eines Tages der Regierung den bisherigen Kadavergehorsam aufzusagen. Freilich wären sie auch dann nur verspätete Nachzügler der Revolutionsarmee, nicht, wie in ihrer entschundenen Glanzzeit, die Vorkämpfer der Freiheit. —

Die freie.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

Also nun war es wieder November geworden. Trübe Tage. Der Oktober war noch einmal licht und freundlich gewesen, und das Land hatte weit und breit klar gelegen. Nur am Morgen waren die Nebel aufgezogen, lang und dicht das Selztal hin, aber bald war die Sonne gekommen und hatte sie vertrieben. Da hatten sie dann in den Weiden und Erden in losen Feden geflattert, bis die auch verfliegen waren und nur in den angespannten Spinnennetzen als dünne glitzernde Perlen eine Spur zurückgelassen hatten. Es waren so schöne Tage gewesen, die Oktobertage diesmal, und man hatte noch einmal ans Leben gedacht, als wärs Sommer, hatte hinaus gedacht zu den Menschen, ins Weite und Gesehliche.

Und nun wars November und trübe, und man war mit seinem ganzen Sinnen und Sorgen zurückgetrieben in seine vier Wände, in die Enge, und man mußte sich einrichten auf den Winter, auf Frost und Feuchte, auf die lange tote und unliebe Zeit.

Nun blieb die Wiesenmühle ganz abgeschlossen von der Welt. Niemand mehr, der im Felde arbeitete. Höchstens vielleicht, wenn es Eis gab, daß die Eismacher herans kamen. Dann die paar Bauern, die mahlen ließen. Es waren nicht mehr viel. Die Hauptsache war schon weggemahlen, das wenige, das noch in den Scheunen lag, das war nicht mehr der Mühe wert.

Die Wiesenmühle hatte sehr nachgelassen in den letzten Jahren. Alles fuhr nach der mittleren Mühle, die dem Ferrisepp gehörte, weil dahin die neue Chaussee vorbeiführte und die Bauern bequemer anfahren konnten, als den holprigen Feldweg zur Wiesenmühle hin. Der war nun fein herans, der Ferrisepp. Oben, die Gälcher Mühle, hat auch fast gar nichts mehr zu mahlen, die Kettenmühle hätte auch fast das Rad abstellen können. Nur noch ein paar alte Stunden waren ihr treu geblieben, und nur dadurch, daß der Kettenmüller eine Wäckerei eingerichtet hatte, hatte er sich über Wasser halten können.

Der Wiesenmüller war keiner von denen, die sich allzu viel Sorgen machten. Im Gegenteil, er gönnte es dem Schlauberger Ferrisepp, daß er so viel zu tun hatte. Er dachte, das würde auch einmal wieder anders werden, und die vier Mühlen ließen wieder wie in guten Jahren, da sie Tag und Nacht geklappert hatten und keiner dem anderen Neid getragen hatte. Wozu auch neiden! Damit schadet man sich nur selbst und ändert die Dinge doch nicht.

Vor ein paar Tagen, bei dem hellen Oktobertag, hatte der Wiesenmüller noch gern droben gestanden am Giebelfenster und hatte über die Wiesen hin hinauf zum Ferrisepp gesehen, ob noch tüchtig die Stornwagen bei ihm einfuhren. Und richtig, der ganze Hof stand ihm noch voll. Aber dann hatte der schöne Sonnenschein den Blick weiter gelockt, und er hatte nach dem Dorfe gesehen, wo die Schornsteine rauchten und woher die Glocken klangen, klar und rein herüber in den stillen Mühlengrund, in dem die Töne verhallten wie in einem weiten Dom. Er war nicht von Sorgen bedrückt. Er und seine Frau, sie hatten genug zusammengebracht und genug zusammen erungen, wenn es auch einmal einen Winter lang gar nichts war, sie verhungerten noch nicht. Was sie zum Leben brauchten, das wuchs auf ihren Feldern um die Mühle herum, und was sonst nötig war, das konnte von den Zinsen bestritten werden, wenn die Kasse leer wurde. Nein, es war dem Wiesenmüller leicht und froh sogar ums Herz, wie er da oben stand. Der

Himmel war so klar und rein wie frisch ausgewaschen, und das Land war so voll von seltenen Farben, wie man sie sonst im Jahre gar nicht sah, und die Sonne hatte etwas so Mildes und Bartes, wie wenn sich eine Mutter über die Wiege von ihrem Neugeborenen blickt. Er wußte gar nicht, was es war und wie er es sich klar machen sollte. Er kannte doch das Land und hatte es zu den verschiedensten Zeiten gesehen, aber so schön und anziehend hatte es noch nie dagelegen, so weit er sich erinnern konnte. Es lockte ordentlich hinaus, und man konnte sich gar nicht vorstellen, daß der Winter vor der Thür stünde. Er dachte daran, daß er am Sonntag einmal mit seiner Frau und seiner Tochter ins Dorf gehen könnte, den „Neuen“ zu probieren. Ja, das könnte man wirklich einmal, es war ganz gut, sich von Zeit zu Zeit im Wirtshaus setzen zu lassen. Sonst würde man den Leuten ganz fremd und mußte sich so in sein Alleinsein ein, daß kein Mensch mehr etwas mit einem zu tun haben wollte und die Welt einem gar nicht mehr verstand. Er sumnte ein altes Liedchen vor sich hin. Dann piff er. Und weil in der Mühle der Gang jetzt leer gelaufen war, hallte die Schelle laut zu ihm herauf, daß er aus seiner Stimmung gerissen wurde und ein barsches Hallo! hinunterrief. Dann ging er, aufzuschütten. Aber das behielt er sich, daß er am Sonntag ins Dorf zum „Neuen“ gehen wollte.

Da er aber am Sonntag aufwachte und zum Fenster hinaussah, war alles in dichten Nebel gehüllt, daß man keine drei Schritt weit sehen konnte. Und der Wiesenmüller sagte nichts zu seinen Leuten vom „Neuen“ und behielt seinen Gedanken für sich. Aber er sagte zu seiner Frau, daß man jetzt an den Winter denken und sich verwahren müsse.

Nichtig, am Montag, in aller Frühe, saß er denn auch schon auf seiner Scheementenne am langhalmigen Stroh und legte sich's zu Schichten und Wulsten, machte dann eine Strohtür für den Stall, rahnte Fenster und Haustür mit Strohstöpseln ein, stopfte sonst noch zu, was die Kälte hereinlassen konnte, die Keller- und Dachkufen, die Löcher in den Stalltüren und die Tröge des Schweinestalles. Die Wasserpumpe und die Pfuhrpumpe unwickelte er so geschickt mit den hellen Strohstöpseln, daß sie ordentlich stolz aussahen und so recht behaglich in ihren warmen Kleidern dastanden, wie junge Mädchen, die zum erstenmal die neuen Wintermäntel anhaben.

Die Müllerin saß indessen drin am wärmenden Kastenofen und strickte warme Wintersocken und Strümpfe und Pulswärmer. Sie stopfte die Fausthandschuhe und sah auch die wollene Strumpfkappe des Müllers nach, ob nicht die Motten Löcher hineingefressen hätten oder eine Masche ausgegangen war. Es war eine recht mechanische Arbeit, und sie duselte von Zeit zu Zeit ein kleines Weilchen drüber ein und nickte ein Stückelchen herunter. Wenn dann die Schelle am Mahlgang ritz, fuhr sie auf und strickte oder stopfte hastig weiter und sah sich jedesmal dabei ein wenig in der Stube um, ob sie niemand beobachtet hatte, obgleich sie wußte, daß sie allein war.

Nur für die Eve, die einzige Tochter, brachte die Zeit nichts neues und keine Veränderung. Sie besorgte die Arbeit in der Küche, und Sommer wie Winter wollten die Menschen ihren Tisch gedeckt haben, und das Vieh wollte sein Futter; Küche und Stube und Ställe brachten immer die gleiche Arbeit. Nur die Feld-

arbeit fiel freilich ein paar Wochen lang weg. Dafür half sie der Mutter etwas bei ihren Ausbesserungen, wenn sie mit dem anderen fertig war.

Die Eve tat ihre Arbeit mit Fleiß und Lust. Es freute sie, etwas hinter sich zu bringen, was es war, war ihr gleich. Sie wußte, es war auf der Welt keinem Menschen etwas gespart. Warum sollte es ihr sein. Und sie schaffte ja auch für sich selbst. Wenn's für andere Leute wäre, ja dann wärs eher zum Murren und Ueberdrüssigwerden, aber so. Sie war eine vergnügliche Natur, freute sich, mit jemand zu plaudern, hörte gern Neuigkeiten, fragte gern an — was hatte sie denn auch sonst hier draußen in der Abgelegenheit! — sang gelegentlich ein Liedchen und lief gern in die Kirche. Sie konnte den Rosenkranz aus dem „ff“ beten. Und das war so bequem. Dabei konnte sie sich in der Kirche umsehen, links ein bißchen heranschieben, rechts ein bißchen — und das Lippenwerk ging immer weiter, und wenn die Kirche aus war, waren es nur wenige, von denen sie nicht gewußt hätte, was sie anhalten und was sie auf dem Kopfe trugen, wer etwas Neues hatte und wer nur immer und ewig dasselbe trug. Selten auch, daß sie sich in ihren Berechnungen getäuscht hatte, wenn sie im Dorfe fragte, ob denn da und dort das Meins noch nicht angekommen sei.

Es stimmte denn auch fast immer, und wenn es einmal nicht stimmte, so war daran ein Grund schuld, den die Eve nicht vorher hatte wissen können. Aber alles, was sie von den Menschen wußte, das plauderte sie nicht weiter aus. Sie sagte keinem etwas Böses nach. Nur ihrer Mutter erzählte sie die Dorfmirakel, und die war schon so abgestumpft, die hörte sie nur mit einem halben Ohr. Die Eve war keine Ausmacherin. Sie war nur neugierig. Sie ließ sich mehr erzählen, als sie selber erzählte. Und von jedermann war sie wohl gelitten, wenn sie auch einige eine „Truttschel“ nannten. Das waren aber meist solche, die bei dem alten Wiesenmüller abgefahren waren, wenn sie um die Eve angehalten hatten. Denn der alte Wiesenmüller, so ein guter Sterk er auch war, vormachen ließ er sich doch nichts. Er wußte ganz genau, daß es den Werbern nicht um die Eve zu tun war, sondern um das, was sie mitbekam, und da sagte er immer nein. Ganz hart und schroff. Die Eve war nicht schön. Der Müller wußte das. Ihr edlig Gesicht verlockte keinen. Darum war's keinem zu tun. Aber die einzige Tochter, der einmal das ganze Vermögen zufiel, das stach ihnen in die Augen. Zudem hatte die Eve zu keinem eine besondere Zuneigung verraten, und der Müller war noch aus der alten Zeit, in der man gemeint hatte, zum Heiraten gehöre auch noch etwas anderes, als nur einen Schrank voll Weißzeug, ein paar Verschreibungen, ein Bündel blaue Scheine, und die Frau nur so als Dreingabe, weil man sich ja trösten konnte, daß bei Nacht alle haben grau sind. Und seine Verweigerung mußte die Eve dann büßen. Sie wurde eine dumme „Truttschel“ genannt.

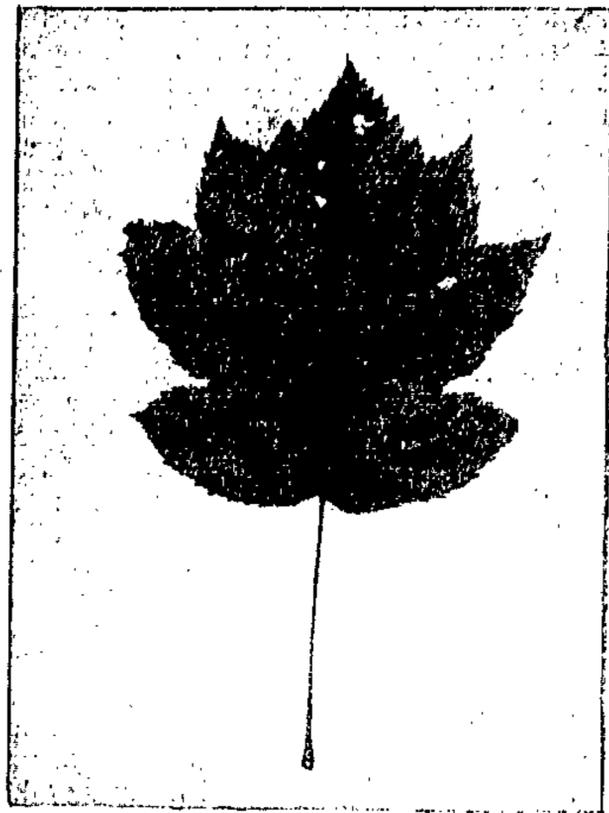
Wer aber die Leute ein bißchen besser kannte, wußte, daß da ein paar Fätschen die Trauben zu sauer gewesen waren, und sie lachten sich heimlich ins Fätschen.

So ging also die Zeit herum, und brachte keine Veränderung in der Mühle. Der November war feucht und neblig, und wenn die Müllerleute abends beisammen saßen, sagte die Eve einmal: „Es ist doch schade um den schönen Oktober, es war doch gar so schön Wetter!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bilder zeichnendes Feuer gehört zu jenen zahlreichen Kunststücken, die ebenso unterhaltend, wie staunenerregend sind. Um diese Erscheinung hervorzuführen zu können, braucht man keine großen Vorbereitungen. Man hat sich nur mit einem Stück weissen, festen und haltbaren Papiers zu versehen, das man sich in jeder Papierwarenhandlung leicht beschaffen kann. Ausserdem muß man sich eine geeignete, weiter unten näher beschriebene Tinte herstellen, mit der man, nachdem man zuvor mit zarten Meißelstrichen eine bestimmte Figur auf das Papier gezeichnet hat, die Konturen mittels einer breiten, weichen Feder möglichst gleichmäßig nachzieht. Eine Hauptbedingung für das gute Gelingen des Experimentes ist es, daß alle Linien der Zeichnung untereinander zusammenhängen, und daß irgend ein, wenn auch nur lose zu dem Bilde gehöriger Strich nach dem Rande des Blattes hinführt. Die Tinte selbst besteht aus einer Lösung von 40 Teilen Salpeter und 20 Teilen Gummiarabikum in 40 Teilen warmen Wassers; diese Tinte hinterläßt auf dem Papier keinerlei sichtbare Spuren. Hat man nun in dieser Weise das Bild mit der genannten Tintenzusammensetzung auf das Papier aufgetragen, so nähert man sich mit einem brennenden Zündhölzchen jener Stelle am Rande des Papierblattes, wo der von der Zeichnung ausgehende Schlussstrich verläuft. Sofort glimmt der Endpunkt dieser Linie auf, das Glimmen läuft die ganze Linie entlang und malt, gleichsam mit einem feurigen Stift, das ganze Bild vor den Augen des Beschauers. Besonders überraschend aber ist der Schluss unseres Experimentes: denn nach dem Verlöschen der letzten Linien sehen wir auf dem vorher anscheinend unbeschriebenen, weissen Papier, ein in versenkten Linien gezeichnetes Bild vor uns entstanden. Auf diese Weise also können wir zweimal hintereinander mittels Feuers Zeichnungen auf Papier sichtbar machen.

net; den Farbstoff gleichmäßig an. Hierauf wird das Blatt auf einen sauberen Bogen Papier gelegt, wieder mit einigen Papierbogen bedeckt und mit einem geeigneten Gegenstand leicht beschwert. Die



Positiver Naturselfdruck eines Blattes.

Die Herstellung von Blätterabdrücken. Die Kunst, von Blättern natürliche Abdrücke herzustellen, ist zwar recht alt, aber doch nur wenig bekannt. Es wird deshalb gewiß interessieren, darüber einiges zu erfahren. Nämlich einfach ist der photographische Naturselfdruck, dennoch ist zur Erzielung guter Resultate immerhin einige Übung erforderlich. Für dieses Verfahren sind notwendig ein Kopierrahmen mit Glasplatte, photographisches Papier und ein Fixierbad. Jeder Amateurphotograph ist im Besitze dieser Sachen und kann also nötigenfalls um Auskunft hierüber befragt werden. Die Blätter, Farnwedel usw., von denen Abdrücke hergestellt werden sollen, müssen trocken sein, d. h. es darf aus denselben beim Pressen keinerlei Feuchtigkeit austreten. Dicke Stiele und Aderu werden mit einem scharfen Messer so dünn wie irgend möglich der Länge nach zugeschnitten, so daß dieselben nicht dicker bleiben als die Blattfläche. Jetzt wird das photographische Papier unter den Kopierrahmen gelegt, dann das Blatt mit der Unterseite auf die lichtempfindliche Seite des Papiers. Nun kommt die Glasplatte über das Blatt, und die Vorrichtung wird, nachdem der Kopierrahmen geschlossen ist, dem Lichte ausgesetzt. Durch wiederholtes Nachsehen überzeugt man sich, ob das Licht genügend gewirkt hat. Dann wird das Papier im Bade fixiert und hierauf ausgewässert. So erhalten wir einen negativen Naturselfdruck, wie ihn das eine unserer Bilder zeigt. Die Belichtungsdauer ist abhängig von der Stärke (Intensität) des Lichts, der Dicke des Blattes und von dem Kolorit desselben. Man wird dieselbe nach einigen Versuchen bald ausfindig gemacht haben. Beim Nachsehen während der Belichtung ist darauf Obacht zu geben, daß das Blatt nicht verschoben wird.

dem Adernetz anhaftende Farbmasse wird auf das Papier übertragen, und der Druck ist fertig. Auch hier wird Übung erst den Meister machen. Statt der genannten Mischung kann auch Buchdrucker-schwärze oder grüne, bezw. braune Oelfarbe genom-



Negativer Naturselfdruck eines Blattes.

gleichmäßig verteilt) und zusammengefaltet. Es wird das Blatt in dieses Papier gelegt und sehr gepreßt. Das Adernetz nimmt das Del an. Es kommt das Blatt zwischen sauberes Papier und wird abermals schwach gepreßt. Das Adernetz zeichnet sich in Del auf dem Papiere ab; dieses wird sodann mit ganz feinem Graphitpulver überstrichen, welches an dem Del haften bleibt. Eine leichte Erwärmung des Papierblattes sorgt für größere Saubereit des jetzt fertigen Abdruckes.

Die Beschäftigung mit solchen Naturselfdrucken von Blättern, Farnwedeln und dergl. bietet mancher ästhetischen und wissenschaftlichen Wert. So gewährt diese Beschäftigung schon Freude durch den Formreichtum, den die Blätter aufweisen. Lediglich getrocknete Blätter verlieren nur zu bald an Ansehen, die Naturselfdrücke bewahren ihren Farbenton. Durch geschickte Zusammenstellung mehrerer verschiedener Blätter lassen sich hübsche Bilder schaffen. Für die Verbreitung botanischer Kenntnisse sind Naturselfdrücke entschieden recht brauchbar, weil selbst als Anschauungsmaterial dienen können. Photographische Aufnahmen von Blättern mit Kamera geben höchst selten die Blattstruktur so angedeutet wieder wie der Selfdruck. Endlich können solche Drucke nach dem Zeichenunterricht zu anderen Zwecken mehr dienstbar gemacht werden.

Rätselsprung.

beim	wel-	mor-	ber-	so-	nicht	schlecht,	fort-
gen	pas-	gleich	ter,	ist	man	berst	dann
let	Schop-	ll-	muß,	sch-	sen	Tag	ge-
sen;	nicht	wir-	laf-	welt	Goethe,	es	we-
se	che	er	Mög-	Und	ren	nicht	nen
ge-	Das	der	sen;	Und	heit-	schluß	will
soil	faf-	tan,	Was	Ent-	Er	sel-	te

Diamant-Rätsel.

```

a
a a a
a a a b
b c b b b b
c c c c c c c c
e e e f g g a h i
i i i i i i i i i m
n n n n n o o p p r
r r r r r r r r s
s s s s s t
t i u u
v v v

```

1. Ein Buchstabe.
 2. Ein Getränk.
 3. Ein deutscher Dichter.
 4. Eine dänische Insel.
 5. Ein deutscher Botaniker.
 6. Ein Fremdwort für Durchsichtigkeit.
 7. Ein italienischer Komponist.
 8. Ein Pflanze.
 9. Eine Stadt in Frankreich.
 10. Ein deutscher Literaturhistoriker.
 11. Eine Stadt in Sachsen.
 12. Ein Markt in Ungarn.
 13. Ein Buchstabe.
- Die beiden Mittelreihen, von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, ergeben den Namen eines italienischen Komponisten.

Auflösung des Sprichwörter-Rätsels.

Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist.

Auflösung des Punkt-Rätsels.

- Nares
- Jalau
- Kuak
- Quak
- Lumen
- Uster
- Uche
- Saley
- Kello

(Nikolaus Kopernikus.)

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!